

Abend-



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

150.

Sonnabend, am 14. December 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Das Unerträglich e.

Von Ludwig Storch.

(Schluß.)

Ich flüchte mich vor all dem Plunder
In eines Tempels heil'ges Wunder,
Das bunt und sonnig mich umglänzt.
Als Priester dien' ich da bekränzt.

Wenn auch der Hohenpriester keiner,
So doch der untern Priester einer,
Enthüllt in diesem heil'gen Raum
Sich mir der Göttin Mantelsaum.

Es sind der Dichtkunst hehre Hallen,
In denen die Geweihten wallen.
In diesem Tempel bin ich frei
Von all dem widrigen Geschrei. —

Doch Eins, das lern' ich nicht ertragen
Selbst in des Mannes kühlern Tagen:

Wenn ein philisterhafter Wicht
Frech in des Tempels Vorhof bricht.

Seid doch in Krieg und Frieden wacker!
Regiert den Staat, bebaut den Acker!
Hockt auf dem Markt und feilscht mit Geld!
Ihr seid die Herrn, euch ist die Welt.

Doch stört mit widrigem Getöne
Nur nicht des Liebes wahre Söhne!
Wir kennen dich an deinem Laut,
Du Esel in der Löwenhaut!

O Berserwuth! O Reimgeklingel
Von solchem breitgewachsenen Schlingel!
Dein Kopf ist dick, dein Leib erstarkt!
Geh' auf das Feld! Geh' auf den Markt!

Nur wirb mit krächzendem Getöne
Nicht um die hohe Zauberschöne!
Du meinst sie dir in Liebe nahn?
Ein Wolkenbild höhnt deinen Wahn.

Sie läßt sich nicht im Neße fangen
 Von kurzen Silben und von langen;
 Des Reimes Klang erwirbt sie nicht,
 Glüht nicht im Herzen das Gedicht.

Nur freie Seelen sind ihr theuer,
 Durchglüht vom heil'gen Schöpfungsfeuer.
 Philister, flieh, o flieh hinaus!
 Du kommst nicht in ihr Tempelhaus.

Victor Amadeus II., König von Sardinien.

Historischer Schattenriß.

Victor Amadeus II. war der erste katholische Fürst in Europa, welcher sich in den spätern Jahren seines Lebens keinen Jesuiten als Beichtvater zu nahe kommen ließ, und allen Jesuiten verbot, noch ferner eine Schule zu leiten. Im Gegentheil sollten sie alle Kapitalien herausgeben, die von ihnen im Laufe der Zeit zur Begründung dieser aufgebracht worden waren. Man sieht, daß er schon 1729 mehr Kopf hatte, als mancher weltberühmte Staatsmann unserer Tage. Allerdings aber war er in der Art durch einen Jesuiten selbst auf den rechten Weg geführt worden. Ein Jesuit, sein Beichtvater, lag tödtlich krank darnieder, und der König besuchte ihn mehrmals; auch einige Tage vor seinem Tode geschah dies. „Sire,“ sprach der dankbare Jesuit, „Sie haben mich mit Güte überhäuft, und ich kann meine Dankbarkeit dafür nur darthun, indem ich Ihnen einen guten Rath gebe. Er ist indessen so wichtig, daß er vielleicht hinreicht, meine Schuld abzutragen. Nehmen Sie nie wieder einen Jesuiten als Beichtvater! Erlassen Sie mir, die Gründe anzugeben; ich darf sie nicht sagen!“ *) Der Jesuit starb, und

*) Wer sie kennen lernen will, lese Gregoire's Geschichte der Beichtväter von Kaisern, Königen &c. Leipz. 1825. I. S. 40 u. ff.

der König hatte seit der Zeit die Lust verloren, sein Gewissen und die Erziehung der Jugend in seinem Lande dem Orden anzuvertrauen, der aufs Neue die Ordnung überall zu stören sucht.

Seinem Schicksale entging er indessen doch nicht, und es war traurig genug, so traurig, wie es nur ein Fürst erleben kann, der den Glanz des Thrones mit dem Leben im Kerker vertauschen muß. Victor Amadeus hatte zwei Söhne; der Erbprinz zeigte die glänzendsten Anlagen, starb aber im siebzehnten Jahre, und sein Tod riß den König fast zur Verzweiflung hin; es dauerte einige Zeit, ehe es ihm gelang, den herben Schmerz zu beherrschen und auf den zweiten Sohn Rücksicht zu nehmen, den er bis jetzt ganz vernachlässigt, ja selbst oft hart behandelt hatte, da sein Aeußeres wenig ansprach und sein Geist, still und schüchtern und furchtsam, fast noch weniger hoffen ließ. Jedoch der Tod hatte ihm Rechte gegeben, welche nicht zu umgehen waren, und Victor Amadeus suchte daher ihn auch mit den Pflichten eines Fürsten bekannt zu machen. Er selbst war sein Lehrer; kein Regiment wurde gemustert, kein Übungslager bezogen, ohne daß der Prinz dabei erschien; keine Fabrik entstand im Lande, kein Gesetz wurde erlassen, keine diplomatische Verhandlung fand statt, ohne daß der König seinem Prinzen alle Hoffnungen, alle Beweggründe, alle Absichten klar entwickelte. Die Sache mochte gut oder böse enden, der Thronfolger wurde mit dem Ergebnisse und über die Ursachen, warum sie so oder anders ausgefallen seien, bekannt gemacht. Besser konnte doch wohl kein Fürst und Vater sich benehmen? Ja, Eines fehlte doch noch, die Liebe und Bärtlichkeit, das eigentliche Vertrauen. Immer mußte der Prinz fühlen, daß er der erste Unterthan und schlimmer daran sei, als der letzte, da er keinen Schritt thun konnte, der nicht erst erlaubt und dann bewacht wurde. Jedoch Victor Amadeus fühlte, daß auch die Krone eine schwere Last ist; er hatte (seit 1680) funfzig Jahre lang regiert und war vier und sechzig Jahre alt. Die Bildung des Thronfolgers galt ihm als vollendet; er faßte den Gedanken, den Scepter niederzulegen. Europa hatte Frieden und schien ihn geraume

Zeit genießen zu können; der junge Fürst konnte sich in solcher Lage der Dinge mit der Politik, wie mit dem Haushalte des Königreichs vertraut machen; Victor Amadeus glaubte, mit einem Worte, genug gethan zu haben, um mit seiner Geliebten, der Marquise San Sebastiana, die er sich antrauen zu lassen beschloß, in das ruhige Privatleben übertreten zu können. Am 12. August 1730 fand im Geheimen die Vermählung statt; am 3. September darauf legte er die Krone nieder, indem er seinen Sohn, den neuen König, an einige Getreue, namentlich an den Marschese von Ormea, wies, auf den er sein ganzes Vertrauen setzte. Ormea war von niedriger Geburt, aber dem König Victor Amadeus als tüchtiger Kopf, namentlich in Unterhandlungen mit Rom, bekannt geworden, wo so mancher Staatsmann bis auf Hardenberg und Bunsen in unsern Tagen gescheitert ist. Wer hätte sich, so schien es, besser geeignet, die rechte Hand des jungen Königs zu sein, als der Minister, welcher der Vertraute des Vaters gewesen war und noch war? Ja, so schien es; allein Ormea dachte weiter; sein Ehrgeiz kannte kaum eine Schranke noch; der alte König war ein Hinderniß für seine Pläne; er hatte abgedankt und doch wollte er, wo nicht herrschen, mindestens regieren. Alle Tage mußten ihm die wichtigsten Beschlüsse des Staatsrathes, so wie die eingegangenen Depeschen auf sein nahes Schloß gesendet werden, und kamen dann, von ihm geprüft, genehmigt, begutachtet, verworfen zurück, daß der junge König nur den Willen des Vaters zu befolgen schien. Der junge Fürst selbst hatte dagegen nichts, desto mehr aber Ormea. Ein Schlagfluß traf den alten Victor Amadeus im folgenden Winter; die Zusendungen aus dem Ministerium blieben während der Krankheit aus; Ormea hatte den besten Grund dazu. Der Anfall ging vorüber, die Genesung erfolgte langsam, aber die Depeschen kamen noch nicht. Von zärtlicher Liebe hatte Victor Amadeus nie etwas spüren lassen, und bei der nächsten Zusammenkunft behandelte er den Sohn so hart und unfreundlich, als ob er einen Knaben vor sich habe; dem Minister Ormea und einem Collegen desselben, Delbargo, ging es nicht besser. Ormea sah seinen Sturz voraus, wenn er die Sache

nicht zur Entscheidung brachte, d. h. dem jungen Könige Selbstständigkeit schaffte, und sein Plan war schnell entworfen. Er spiegelte ihm vor, daß Victor Amadeus das hingegebene Scepter zurückverlangen könne, sollte es auch mit dem Leben oder der Freiheit des Sohnes erkaufte werden. Neue Scenen zwischen Vater und Sohn, einzelne hingeworfene unbedachtsame, aber wohl ausgedeutete Worte gaben Ormea's Einflüsterungen den Schein der Wahrheit. Andere Männer von Bedeutung, z. B. der Gouverneur von Turin, Fosquieri, wurden ins Vertrauen gezogen, und der König Karl Emanuel, so hieß der schwache Sohn Victor's, unterschrieb den Befehl zur Verhaftung — seines Vaters.

Mitten in der Nacht dringen Grenadiere, die einen mit Gewehr, die andern mit Fackeln, in das Haus, wo Victor mit seiner Gemahlin bereits schläft. Die Thüren des Schlafzimmers werden mit Aerten eingeschlagen, dem Erwachten der Befehl vorgezeigt. Er verschmäht es, ein Wort an den Offizier zu richten, nur die Grenadiere erinnert er an die Tage, wo er mit ihnen sein Blut auf dem Schlachtfelde vergossen habe. Sie antworten nicht und er thut auch nichts, dem Verhaftsbefehle zu folgen. Endlich reißt man ihn gewaltsam aus dem Bette und den Armen seiner Gemahlin, die ihn fest umschlungen hält, bis man sie halb nackt in ein Nebenzimmer bringt. Jetzt ergiebt er sich in sein Schicksal; er kleidet sich an und geht die Treppe hinunter, in den bereitstehenden Wagen zu steigen. Die Wache präsentirt. „Ihr habt Eure Schuldigkeit wohl gethan!“ ruft er bitter aus. Dragoner vom königlichen Leibregiment umgeben den Wagen; ihr Oberster will in diesem neben dem alten König Platz nehmen, der ihn heftig zurückstößt. „Und wenn ich noch so tief gefallen bin,“ ruft er, „so sind Sie doch nicht geeignet, an meiner Seite zu sitzen.“ Man brachte ihn in ein Städtchen Nevola, wo er unter strenger Bewachung in einem Zimmer saß, das vor jedem Fenster mit Gittern verwahrt war; seine Gemahlin hatte ein noch härteres Geschick; sie wurde in ein Correctionshaus der Festung Ceva gewiesen. Erst einige Monate später, als sein Enkel von mütterlicher Seite her, Ludwig XV.,

und der Kardinal Fleuri, Vorstellungen gethan hatten, versetzte man ihn nach Moncarlier und vereinigte ihn mit der Gefährtin seiner alten Tage, die noch in demselben Jahre zu Ende gingen (16. Octbr. 1732). Kurz vor seinem Tode wünschte er noch einmal den Sohn zu sehen, und gab im Voraus sein Wort, nicht den geringsten Vorwurf laut werden zu lassen; der allmächtige Ormea wußte selbst diesen Wunsch eines Sterbenden zu vereiteln, der als Opfer des schwärzesten ministeriellen Undanks ins Grab sank. Die Welt sah hier, wie zwei Könige verrathen worden waren, weil ihnen diplomatische Talente mehr gegolten hatten, als Tugend und Redlichkeit.

* r.

Der Brummbart.

Der Corporal Bloquet vom 61. Linienregimente war ohne Widerrede der originellste unzufriedene Brummbart in der ganzen großen Armee.

Bloquet, ein guter Kamerad und besonders tapferer Soldat, hatte keinen anderen Fehler, als den, nie zufrieden zu sein; er beklagte sich über Alles, zu jeder Zeit, an jedem Orte und bei jeder Gelegenheit. Die vier Jahre lang, welche ich sein Nebenmann war, hörte ich nie ein billiges Wort aus seinem Munde gehen, und sah seine Stirn nie durch irgend ein Zeichen der Zufriedenheit sich aufheitern. In der Garnison murrte er über die unthätige Ruhe, im Felde beklagte er sich über die Ermüdung und Anstrengung; war sein Tornister wohl gefüllt, so fand er ihn zu schwer, und sobald er leicht wurde, beklagte er sich darüber, daß er ihn nicht füllen könne, weshalb seine Kameraden sagten, in dem Regimente der Unzufriedenen müsse Bloquet wenigstens Oberster werden. Uebrigens lachte Jedermann über sein Murren, selbst die Offiziere, welche diese Untugend Bloquet's wegen seines guten Betragens, seines erprobten Muthes und einer Menge guten Eigenschaften übersahen.

Besonders entwickelte sich diese Laune des Corporals auf dem russischen Feldzuge. Die langen Märsche über ein verwüstetes und verlassenes Land waren für ihn ein unerschöpflicher Text zu Klagen.

„Wenn das so fortgeht,“ sagte er, „so tragen wir unsere Knochen an das Ende der Welt. — Wenn man sich wenigstens an einigen Kanonenschüssen erlaben könnte, wie es sich bei civilisirten Nationen schießt, aber nein — nicht das Zündpulver kann man abbrennen, und ich trage fünf Duzend Patronen mit mir herum. Ich bitte Euch, sagt mir, was sollen wir mit dem Lande machen, in dem man hundert Stunden marschiren kann, ohne nur eine Kartoffel zu finden.“ Besonders lagen ihm die Patronen sehr am Herzen, er fürchtete, sie nie verschießen zu können, und sie kamen ihm außerordentlich schwer vor.

Die beiden Nationen sollten jedoch bald aufeinander treffen. Die Russen hielten endlich Stand. Zwei Tage vor der Schlacht an der Moskwa, bei Sonnenaufgange, wurde auf der ganzen Linie Generalmarsch geschlagen, der Oberste des 61. Regiments ritt die Reihen hinab und sagte: „Kinder! der Kaiser giebt uns den ruhmvollen Auftrag, eine der Redouten zu nehmen, welche der Feind aufgeworfen hat, um den Marsch der Armee aufzuhalten. Es lebe der Kaiser! Vorwärts!“

Der Ruf wurde von allen Soldaten wiederholt, welche eine solche Bestimmung elektrisirte.

Bloquet allein stimmte in den Jubelruf nicht mit ein, ich hörte ihn bloß murmeln: „Die Leute sind doch immer dieselben; man sollte denken, die größte Gefälligkeit, welche sie uns erzeigen könnten, wäre die, daß sie uns vor allen Andern durch die Kugeln des Feindes zerreißen lassen.“

„Wie, Corporal Bloquet,“ sagte ich zu ihm, „Du freust Dich nicht, die Bursche endlich so nahe vor uns zu sehen?“

„Nahe? Ja, wenn wir eine Stunde, das Gewehr im Arm, unter einem Kartätschenregen marschirt sein werden; nahe? — wenn wir in ihr Carrée eingedrungen sind. Aber mehr als die Hälfte des Regiments wird in das Gras beißen müssen, ehe wir sie ein wenig bearbeiten können.“

„Aber auch welcher Ruhm!“

„Ach Ruhm hin, Ruhm her. Der ist weder

für Dich, noch für mich, noch für die andern; wir werden davon noch nicht genug haben, wenn wir selbst zu viel haben. Der ist nur für jene Pariser mit den Treppenhüten, die Faulenzer, die immer neue Stiefeln haben und den Tag über dreimal essen.“

Das Regiment setzte sich in Bewegung. Eine Stunde nachher entwickelte es sich unter dem Feuer der Redoute, deren Kugeln in jedem Augenblicke eine ganze Reihe niederschmetterten. Unser Bataillon litt besonders; es trat sogar eine augenblickliche Zögerung ein; einige Rekruten, die einem solchen Feste noch nicht beigewohnt hatten, machten aus eigener Bewegung rechts um. Ploquet, der in dem dritten Gliede stand, vertrat ihnen den Weg mit dem Bajonet und schwur, er werde sie anspießen wie Lerchen, wenn sie einen Zoll breit wichen. Er sprach noch, als ihm eine Kugel die Patronentasche nahm und ihn zu den drolligsten Grimassen veranlaßte, die ich je gesehen. „Fünf Duzend Patronen!“ sagte er, mit den Zähnen knirschend, „sie zweihundert Stunden weit zu tragen und nicht eine davon zu verschießen — das wäre meine Sache!“

In diesem Augenblicke rückte das ganze Regiment im Sturmschritte vor; das russische Geschütz schwieg. Diese Stille war fürchterlich; es war ein feierlicher Augenblick, die ältesten Soldaten nahmen Abschied, einige Offiziere drückten einander schweigend die Hand. Ploquet stand zwei Schritte von mir, seine Augen bligten, seine Lippen zitterten. Plötzlich zeigte sich ein bläulicher Dampf in der Redoute, der Boden erbebte unter einem schrecklichen Gefrache, und ein dicker Qualm verhüllte uns das mit Leichen bereits bedeckte Schlachtfeld. Ploquet war nicht mehr neben mir, ich hielt ihn für todt, bis der Wind den Rauch vertrieb und ich die Hälfte seines Körpers in dem Eingange der Schanze erblickte. Ich erkannte ihn leicht an dem Ueberbleibsel der Patronentasche, das ihm geblieben war, und eilte ihm zu Hülfe. Ehe ich ihn erreichen konnte, war er in die Redoute ganz hinein, und obgleich ich ihm sogleich folgte, sah ich ihn doch nicht. Allerdings war hier kein Raum und keine Zeit zu Nachforschungen, der Sturm dauerte noch fort, eine Menge Tapfere waren dem Beispiele Ploquet's

gefolgt. Man schloß nicht mehr, überall funkelten die Säbel und die Bajonete, die ein entsetzliches Blutbad anrichteten. Man umfaßte einander, wälzte sich in dem Blute und stieß an Leichen. Dies dauerte zwanzig Minuten. Endlich hörte das Morden auf; es erhob sich ein Siegesgeschrei, die Redoute war unser und unser Adler auf einer Bresche aufgepflanzt.

Da gebot eine Stimme dem Regimentstambour, Fahnenmarsch schlagen zu lassen. Es gab keinen Regimentstambour mehr. Man rief die Bataillonstambours auf — es gab keinen Bataillonstambour mehr. Man suchte die Tambours — es gab auch keinen Tambour mehr. Vierhundert Mann waren noch beisammen von einem Regimente, das aus vier Bataillonen bestand, von denen jedes wenigstens achthundert Mann gezählt hatte.

In diesem Augenblicke fand ich Ploquet wieder. Er saß auf dem Boden, lehnte sich an das Rad eines Progwagens und suchte mit dem Ärmel seines Hemdes das Blut zu stillen, welches aus einer Wunde an seinem Kopfe hervorquoll. Ich eilte ihm beizustehen und sah, daß der Hieb, der ihn verwundet, auch den ganzen obern Theil seines Tschakos zerhauen hatte.

„Ein Glück, daß er gut gefüttert war,“ sagte ich.

„Das nennst Du glücklich?“ entgegnete er. „Zwei Pakete Cigarren, wie Du sie nie geraucht hast, wie ich sie nie wiederfinden werde . . .“

Und er zeigte mir die Cigarren, welche von dem feindlichen Säbel zerhauen waren.

„Aber ohne diese Cigarren, Corporal Ploquet, warst Du des Todes.“

„Wehl möglich.“

Er weigerte sich, da seine Wunde nicht gefährlich war, in das Spital zu gehen, und bat bloß, vier und zwanzig Stunden vom Dienste dispensirt zu werden. Wegen seiner Tapferkeit wurde er auf dem Tagesbefehle erwähnt und von dem Obersten beglückwünscht, aber alles dies schien ihn ebensowenig zu befriedigen, als irgend etwas.

Den andern Tag verbreitete sich das Gerücht in der Armee, der Kaiser habe das Portrait seines Sohnes erhalten und an seinem Belte aufstellen lassen, damit es von Allen gesehen werden könne. Ich schlug Ploquet vor, auch dahin zu

gehen; er willigte ein, nicht ohne Brummen, und wir gelangten bald an das Zelt, um das sich eine Menge Oberoffiziere drängte. Nach einigen Augenblicken hörten wir den Namen Bloquet nennen; plötzlich wich die Menge vor uns auseinander; der Kaiser erschien am Eingange seines Zeltes, sah sich um und zeigte mit dem Finger auf den Corporal Bloquet, der leicht an seiner Kopfbedeckung kenntlich war, die aus einem mit einem blutigen Taschentuche zusammengebundenen Futtertuche bestand. Er befahl, ihm den Mann vorzustellen. Der Corporal gehorchte, ohne im Mindesten verlegen zu werden.

„Bloquet,“ sagte der Kaiser zu ihm, „ich weiß, daß Du gestern der Erste in der Redoute warst. Du bist ein tapferer Soldat, und ich bin zufrieden mit Dir.“

„Wahrhaftig, mein Kaiser, ich glaube es wohl, daß Sie zufrieden sind, aber es giebt Leute, die es gar nicht sind.“

Ein Blick des Kaisers brachte das Gemurmel zum Schweigen, das sich bei dieser Antwort erhob, und Napoleon fuhr fort:

„Nun, was wünschst Du? Willst Du avanciren?“

„Ich danke sehr, mein Kaiser; das fehlte noch, ich habe mit meinen paar Leuten Noth genug.“

„So mußt Du das Kreuz bekommen und wir bleiben gute Freunde.“

Napoleon nahm unter allgemeinem Beifalle sein eigenes Kreuz ab und reichte es Bloquet, der es mit der einen Hand nahm, während er mit der andern die militärische Begrüßung machte. Dann knüpfte er es ganz gelassen an einen Knopf, ohne daß sich in seinem Gesichte die mindeste Bewegung aussprach. Der Kaiser selbst konnte nicht umhin, als er in sein Zelt zurückging: „Das ist ein schwer zu befriedigender Brummbart.“ Das Wort ward aufgefaßt und blieb.

Wenige Tage nachher las man uns die berühmte Proclamation vor, welche mit den Worten begann:

„Soldaten, die Schlacht ist da, nach der Ihr Euch so sehtet!“

„Geseht?“ brummte Bloquet, „die Sehnsucht ist nicht eben groß, sich bei leerem Magen zu schlagen.“

„Nun Corporal, Du kannst Dich ja davon frei machen und in das Spital gehen.“

„Was soll ich denn in dem Spital?“

„Da bist Du sicher vor den Kugeln.“

„Ich mag aber nicht sicher sein. Es ist wohl angenehm, zu hören und nichts zu sehen? Ich bin neugierig.“

Er mußte sich dennoch dazu entscheiden, denn in der Nacht hatte er viel von seiner Wunde zu leiden, und den nächsten Tag früh erklärte ihm der Major, es stehe der Brand zu befürchten, wenn er sich nur etwas erhize, und Bloquet mußte gegen seinen Willen an jenem berühmten Schlachttage unthätig bleiben.

Man weiß, wie leicht Napoleon die Gesichter wiedererkannte, die er nur einmal gesehen hatte, und wie sicher er Namen im Gedächtnisse behielt. Auf dem Rückzuge, etwas jenseits Smolensk, erkannte er, als er durch die Reihen ritt, den alten Corporal wieder.

„Mein armer Bloquet,“ sagte er zu ihm, „jetzt hast Du Ursache, nicht zufrieden zu sein.“

„Ich denke, mein Kaiser, Sie werden es eben so wenig sein als wir.“

„Ich wäre es, wenn ich immer hunderttausend Mann solcher Tapfern hätte, wie Du einer bist.“

Und wir gingen über die Beresina. Bloquet und ich waren über zwei Drittel auf der Brücke hin, als wir in den Fluß stürzten. Der Corporal, ein vortrefflicher Schwimmer, faßte mich mit dem linken Arme am Halse, ruderte mit dem rechten, und so kamen wir, trotz den ungeheuren Eisschollen, welche uns zu zermahlen drohten, an das andere Ufer, welches die russischen Kanonen bereits bestrichen. Ich wollte einen Augenblick ausruhen, Bloquet stellte mir aber vor, wenn wir aufhörten zu gehen, würden wir vor einer Viertelstunde erfroren sein, und er trieb mich also vor sich her. Kaum hatte er hundert Schritte gethan, als er mit dem Gesichte auf den Schnee stürzte — eine Kugel hatte ihm beide Beine weggerissen.

Ich wollte ihm Beistand leisten, aber er sagte: „Marsch, immer Marsch!“

„Corporal,“ antwortete ich, „Du hast mir so

eben das Leben gerettet, und ich werde Dich nimmermehr verlassen.“

„Fort, immer fort,“ sage ich Dir; ich bin glücklicher als Ihr Alle, in fünf Minuten friere ich gewiß nicht mehr.“

Vielleicht zum ersten Male in seinem Leben schien er mit seinem Zustande zufrieden zu sein, und er verschied einige Augenblicke darauf, indem er das Kreuz an die Lippen drückte, das ihm der Kaiser einige Zeit vorher selbst gegeben hatte.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Leipzig im November.

(Fortsetzung.)

Allein nach diesem Lobe ist doch ein mehrfacher Tadel nicht zu unterdrücken. Jener oben angegebene Grundzug des Stückes war nämlich nicht scharf genug aufgefaßt oder ausgedrückt. Ja, den Text in der Hand, möchten wir fast vermuthen, daß hin und wieder eine Abschwächung mit Bedacht beliebt worden sei; ganz gegen den Sinn des Dichters. Wir haben das Exemplar der ersten Ausgabe des Stückes*) in Händen, in welchem Schiller selbst fast auf jeder Seite zahlreiche Aenderungen gemacht hat. Man ersieht daraus, daß er gar manche schroffe Aeußerung tilgte und daß er sie dann doch wiederherstellte. Vergleichen wir nun den Abdruck der ersten Scenen, so verlangt Schiller ausdrücklich vom Musikus Miller sehr drastische Aeußerungen seines Zornes. Wir lesen:

*) Kabale und Liebe, ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Schiller. Frankfurt und Leipzig. 1784. 8., außer dem Widmungsblatte 167 Seiten. Dieses Buch war bis zum Jahre 1843 im Besitze des Dr. W. Schäfer und befindet sich jetzt in der Bibliothek des Schillervereins in Leipzig. Es sollen in dieser Bibliothek sämtliche Ausgaben Schiller'scher Werke, so wie die wichtigsten Schriften über ihn angeammelt werden. Möchten daher die Besitzer älterer Abdrücke, die doch für sie in der Regel keinen höheren Werth, als die neueste Taschenausgabe haben, dieselbe in der Schillerbibliothek niederlegen, in der sie für die Zukunft aufbewahrt werden. Auch diese Bibliothek soll ein Denkmal Schiller's werden und ein Zeugniß, daß unser Vaterland die großen Männer ehrt.

„Miller (voll Zorn seine Frau vor den Hintern stoßend)“, oder „(springt nach der Geige)“. Das sahen wir nicht. Miller, lesen wir einmal, „pfeift“. Auch das fehlte und war doch wohlberedet. Miller soll seine Wuth auf alle mögliche Art auslassen. Sein Pfeifen bezeichnet so recht den zornigen Humor, den humoristischen Zorn. Statt: „das Kind ist des Vaters Arbeit“ sprach er: „das Kind gehört dem Vater.“ Eine Aenderung muß besonders gerügt werden, weil sie eine Stelle traf, die schlechterdings nicht gemildert werden durfte. Als nämlich der Präsident in des Musikmeisters Stube getreten ist, sagt er zu Louisen: „Aber er bezahlte Sie doch jederzeit baar“, und wie sein Sohn sich ihrer annimmt, unter lautem Lachen: „Eine lustige Zumuthung! Der Vater soll die Hure des Sohns respectiren.“ Jedermann sieht auf den ersten Blick, daß hier der allerschärfste Ausdruck stehen muß. Louise stürzt ohnmächtig zusammen, ihr Vater fährt zähneknirschend auf den Präsidenten los, Ferdinand zieht den Degen. Der weitere Gang hängt von diesem Momente ab. Aber gesprochen wurde — Maitresse!

Eben so unzufrieden müssen wir mit dem Costüme sein*). Passend wäre es gewesen, das Stück möglichst in der Tracht, in der Weise zu geben, wie es sich der Dichter vorstellte. Dies war um so nothwendiger, da viele Anspielungen, selbst die kleinbürgerliche Furcht vor dem Höhergestellten nur dann wahr und verständlich werden können, wenn der Zuschauer ganz genau die Periode vergegenwärtigt sieht, in welcher der Dichter schrieb. Kabale und Liebe erschien zuerst 1784; diese Zeit und die nächstvergangene spiegelt sich in ihm entschieden ab. Es sollte ein vaterländisches Zeitgemälde sein. Wirkliche Vorgänge, die das Herz des Patrioten zerrissen, sind ganz unverkennbar in dem Drama verarbeitet. Man erinnere sich nur an den Verkauf deutscher Krieger nach Amerika. Diesen Zug landesväterlicher Fürsorge finden wir leicht heraus, weil er allgemein bekannt ist. Erregte er doch damals solche Erbitterung, daß Friedrich der Große mit jenem schneidenden Hohne, den er gegen seine Collegen hatte, von den durch seine Staaten ziehenden Soldaten den Viehzoll erheben ließ. Andere Blüge müßten erst aus dem Dunkel der deutschen Geschichte hervorgezogen werden. Das alte Costüm mußte folglich getragen werden. Hat der Meister aller Zeiten, der große Aristoteles zwar Recht, daß die Bedeutung der Tragödie auch ohne Aufführung und ohne Schauspieler bestehe (Poetik. c. 6.), so wird die äußere Hinstellung einer Handlung doch niemals vollendet,

*) Einen unbedeutenden Mangel der Inszenesetzung bemerken wir noch. Am Schlusse fehlten die Gerichtsdiener, denen der Präsident sich als Gefangener ergeben soll. Von seinen Bedienten konnte er sich nicht verhaften lassen.

wosern nicht alle Umgebungen mit den spielenden Künstlern in Harmonie sind. Sah aber der Zuschauer die Kleidung, in welcher unsere Großväter in ihrer Jugend sich so schwerfällig bewegten, so trat der Gedanke an das alte Popswesen unwillkürlich vor seine Seele, und alsdann erschien die Aufstehnung Ferdin-

nand's in einem viel grelleren Lichte, ja alsdann wurde ein Jeder zu der Betrachtung geleitet, wie sehr unser Dichter seinen Zeitgenossen voraneilte, wie groß sein Verdienst war, als er in solcher Zeit solche Gedanken aussprach.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Ein wahrer Künstleraufenthalt ist das Café des divans zu Paris, auf der Straße Lepelletier, ungefähr 100 Schritte vom Boulevard der Italiener, inmitten der großen und komischen Oper in einem Garten gelegen. Hier finden sich sämtliche Virtuosen, Sänger, Theaterdichter, Schauspieler, Maler, Bildhauer und Recensenten ein, auch fremde, von Mitgliedern eingeführte Künstler, aber durchaus keine Damen, und wenn sie auch den höchsten Ruhm haben. Von 5 — 12 Uhr Nachts, oft nach Beendigung der Oper von neuem, ist hier der Kreis der Gäste in blaue Cigarrenwolken eingehüllt, dort klappern die Dominosteine, des giftigen Königs der Kritik, Jules Janin's neueste Recension geht von Hand zu Hand. Das rothe Band der Ehrenlegion haftet, oft in Verein mit anderen Farben, an so mancher Brust, denn hier unterhalten sich Berlioz, Bieurtemps, Habeneck, Kalkbrenner, Herz, Chopin, Caraffa, Duprez, Rosenhain, Franchomme, Adam, Halévy, Auber, Wolf und Andere. Scribe macht sich Notizen zu einem neuen Tantiemenstück, der Musikalienhändler Schlesinger, in diesem Kreise: der Goldschmidt genannt, unterhandelt mit Meyerbeer über die Partitur des Propheten, und in einer Ecke sitzt Heinrich Heine und lauscht mit spöttischer Miene den phantastischen Ergüssen Berlioz über dessen deutsche Kunstreise. Wo fände man in Deutschland einen solchen Kreis von Berühmtheiten vereinigt?

Jakob II., auf den die Verblendung der Stuarts im reichsten Maße vererbt worden war, wollte auf jede Weise England katholisch machen und sandte zu diesem Zwecke im Jahre 1687 den Grafen Castlemaine nach Rom, um die Unterhandlungen mit dem Papste aufzunehmen. Wohl nie, erzählt Hume, ist ein Gesandter frostiger empfangen worden, denn der Papst erkannte recht gut, daß so ungeschickte und übereilte

Plane unmöglich ein gutes Ende nehmen konnten, ja die Cardinäle meinten scherzweise, der König verdiene den Bannstrahl, weil er sich bemühe, die wenigen Reste des Katholicismus in England vollends auszurotten. Ob dieß das jetzige Cardinalscollegium in Bezug auf die Ausstellung des heiligen Rocks auch denkt?

W. Menzel's Franzosenfresserei ist nicht zu stillen. In Nr. 105. des Literaturblattes bespricht er Uhland's Sammlung deutscher Volkslieder und lobt die prachtvolle Ausstattung dieses Werkes durch die Verlagshandlung von Cotta. „Wie unangenehm“ sagt er, „würde es für unser Gefühl sein, diese Lieder in den Lettern zu lesen, in denen Eugen Sue seinen ewigen Juden drucken läßt!“ Nun gut, zu Uhland sind neue Lettern geschnitten worden, das Papier ist ausgezeichnet, aber wie wäre es denn, wenn Jemand bemerkte, „wie unangenehm würde es für unser Gefühl sein, diese Lieder in den Lettern und auf dem Papiere zu lesen, das Herr Cotta früher zu den Werken Schiller's verwandte?“ Die Prachtausgabe des ewigen Juden wird wohl im Außern wenigstens Herrn Menzel zu befriedigen im Stande sein.

Volksouveraineté. Die Stellung des souverainen Volkes zum König als erstem Staatsdiener bezeichnet folgendes witzige Epigramm:

Dans le Palais-royal d'où vient cet air d'effroi?
Rien. — C'est le Souverain qui veut parler au
Roi. — 24.

Spontini ist vom Papste zum Grafen di Sant' Andrea erhoben, und sein im Kirchenstaate gelegener, milden Stiftungen bestimmter Grundbesitz zur Grafenschaft dieses Namens vereinigt worden. 19.

Druck von Carl Rammig
in Dresden.

In Commission der Buchhandlung
in Dresden Leipzig.